

Edgar Selge: Hast du uns endlich gefunden

Literaturklub Sindelfingen am 19. Dezember 2022

Referentin: Brigitte Dobler-Coyle

Der Autor Edgar Selge

Edgar Selge, 74 Jahre alt, ist ein bekannter und erfolgreicher deutscher Theater- und Filmschauspieler, der unzählige Theater-, Film- und Fernsehpreise bekommen hat. Er hat an allen großen Theatern im deutschsprachigen Raum gespielt, auch in Stuttgart, wo er immer noch zum Ensemble des Schauspielhauses gehört. Auch in zahlreichen Kino- und Fernsehfilmen hat er mitgewirkt. Einem breiteren Publikum wurde er als einarmiger Polizeiruf-Kommissar Jürgen Tauber bekannt. Er ist mit der Schauspielerin Franziska Walser (Tochter des Schriftstellers) verheiratet, das Ehepaar hat zwei Kinder.

Edgar Selge ist sehr vielseitig gebildet. Vor seinem Schauspielstudium studierte er Klavier an der Musikhochschule, dann mehrere Jahre Philosophie und Germanistik. „Hast du uns endlich gefunden“ ist sein erstes Buch, es wird demnächst verfilmt werden. Ein zweites Buch hat er schon angekündigt, aber mit einer ganz während anderen Thematik.

Zur Entstehung des Buches

Edgar Selge hat 5 Jahre an dem Buch geschrieben, in der Zeit des Rückzugs der Corona-Pandemie wurde es endlich fertig. Was ihn dazu trieb, war – wie er selbst sagt – überhaupt nicht der Gedanke, eine Autobiografie zu schreiben, schon gar nicht eine Schauspielerbiografie, sondern eine innere Notwendigkeit, sich noch einmal mit der Zeit seines Heranwachsens auseinanderzusetzen, noch einmal die Schmerzen und Ängste von damals wachzurufen und nachzuerleben. Ziemlich lange schrieb er in der 3. Person, dann fand er die Form, die er suchte: das Schreiben aus der Perspektive des ungefähr 12-jährigen Jungen, in der Ich-Form und im Präsens, gerade so, als würde er als Junge das alles im Augenblick erleben.

Autobiografie oder Roman?

Die äußereren Daten wie Angaben über Familie, Wohnorte, Berufe stimmen mit der Biografie des Autors überein, d. h. alles, was nachprüfbar ist, „stimmt“. Die einzelnen Szenen und Geschichten sind romanhaft ausgestaltet. Entstanden ist ein literarischer Text über das Heranwachsen eines Jungen in den späten 50er Jahren. Es ist ein düsterer Text, der zum Ende hin immer düsterer wird, aber es gibt auch komische Szenen, und in den traurigsten Momenten zeigt sich manchmal Humor oder eine witzige Passage verwandelt die ganze Stimmung.

Aufbau und Struktur

Die 20 Kapitel des Buchs folgen nicht chronologisch aufeinander, obwohl man den Eindruck hat, dass der Junge in den späteren Kapiteln ein wenig älter geworden ist. Jedes Kapitel hat eine Überschrift, die meistens nur aus einem einzigen Wort besteht, wie „Kino“ oder „Abwasch“. Damit wird ein Thema angegeben, zu

dem die ganz verschiedenen Szenen des Kapitels immer irgendeinen Bezug haben. Die Kapitel sind nicht durchnummiert, es gibt auch kein Verzeichnis der Kapitel. Man kann sich fragen, was das zu bedeuten hat – vielleicht, dass es nicht auf die Reihenfolge der Geschichten, sondern auf das Entstehen eines Gesamtbildes ankommt.

In der großen Zahl von Szenen und Geschichten geht es im Wesentlichen um drei Themenbereiche: die **Familie** des Jungen, **die Welt** darum herum und **die Zeit**, in der er aufwächst.

Die Familie des jungen Edgar

1. Die Hauskonzerte

Edgar Selge spricht in einem Interview von „*seinem Aufwachsen zwischen zwei Polen: Jugendgefängnis und klassische Musik*“.

Sein Vater, ein Jurist; war Direktor eines Jugendgefängnisses in Herford, einer Stadt in Westfalen, ungefähr von der Größe Sindelfingens. Das Wohnhaus der Familie befand sich in unmittelbarer Nähe des Gefängnisses (s. Tischvorlage). Klavierspielen war das Hobby und die große Leidenschaft des Vaters, er war ein guter Pianist und veranstaltete regelmäßig Hauskonzerte mit einem professionellen Geiger.

Text 1

Mein Vater übt immer fürs Hauskonzert. Ist eins vorbei, steht das nächste vor der Tür. Jedes für sich ist eine Doppelveranstaltung. Am Vormittag kommen die Gefangenen aus der Jugendstrafanstalt von nebenan, am Abend die Freunde meiner Eltern, Akademikerpaare aus unserer Kleinstadt. (...)

Im langen Gänsemarsch kommen die Sträflinge vom Gefängnis bis in unsere Wohnung. Jeder trägt einen Holzstuhl, die Aufsichtsbeamten stehen mit einigen Metern Abstand auf der kleinen Stichstraße und passen auf, dass keiner abhaut. Laut hallen ihre Kommandos durch unsere Dienstwohnung.

„Die Stühle leise abstellen! Finger weg von den Möbeln!“ Die Gefangenen in ihren Blaumännern füllen mit Stimmen und Geruch unsere Zimmer, drei große Räume: Esszimmer, Flügelzimmer, Arbeitszimmer, durch Schiebetüren miteinander verbunden. (...)

Ich sitze zwischen den Gefangenen und warte wie alle darauf, dass es endlich losgeht. Einen super Platz habe ich, einen guten Blick auf die Musiker und auf das gesteckt volle Zimmer dahinter. Aber was mich verrückt macht, ist, dass die mich alle anschauen. Das ist schwer auszuhalten. (...)

Mit Bach fangen sie an. Mein Gott, ist das schön. Die Musik reißt gleich in den ersten Takten eine Tür auf. Vor Begeisterung kann ich meine Beine gar nicht still halten. Es ist mehr als schön. (...)

Plötzlich spüre ich einen Stoß im Rücken.

„Wie lange dauert das noch?“

Ich drehe mich um. Den Gefangenen kenne ich nicht.

„Ich weiß es nicht, sage ich, eine halbe Stunde vielleicht noch. Eine Beethoven-Sonate, und dann ist Schluss.“

„Eine halbe Stunde“, ruft der hinter mir.

„Psscht“, zischt es von den Seiten.

„Gefällt mir gut, die Musik“. Meint der von hinten. (...)

Als der letzte Ton verklungen ist, da fällt etwas von meinem Vater ab, und er ist glücklich. Er kommt mir gar nicht mehr vor wie mein ständiger Erzieher, dem immer neue Aufgaben für mich einfallen. Jetzt, in dem Augenblick nach diesem Konzert, ist er ein anderer Mensch. Ich könnte ihn umarmen, weil er einfach nur glücklich ist. Aber wie lange hält das an? (p. 9-44)

In diesem ersten Kapitel klingt vieles an, was später immer wieder zur Sprache kommt: die Nähe der Gefangenen, die Verunsicherung des jungen Edgar und die dominierende Rolle des Vaters. Auch die sprachliche Bandbreite wird deutlich: die Tonlage wechselt ständig, von sachlich-beschreibend zu emotional oder ironisch und witzig.

2. Eine Familie mit Kultur

Nicht nur die Musik prägt diese Familie, sondern Kultur im weitesten Sinn, gepaart mit strengen Moralvorstellungen.

Text 2

Viel haben wir nicht gehabt. Wir sind Flüchtlinge, aus Königsberg in Ostpreußen. Wir haben einiges hinter uns. Ich natürlich nicht. Ich bin erst 48 geboren. Aber meine Eltern.

Ursprünglich sind sie Berliner. Mein Vater stammt aus einer Musikerfamilie, meine Mutter aus einer Musikliebhaber-Familie. (...)

Der Krieg ist verloren, der Nationalstolz im Eimer, die Nachkriegszeit haben sie überstanden, mit Ach und Krach, aber die Kultur ist übrig geblieben. Davon sind sie überzeugt.

Die Kultur steckt in ihnen, die ist unverwüstlich. Gedichte haben sie im Kopf, vor allem meine Mutter. Musik haben sie im Blut und in den Fingern, vor allem mein Vater. (...)

Und jetzt haben sie die Moral für sich entdeckt, vor allem den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge. Dabei stehe ich im Fokus. Denn ich habe einen Hang zur Unaufrechtheit. (p. 18)

Natürlich schlägt der heranwachsende Junge manchmal über die Stränge oder macht was Verbotenes, dann neigt er dazu, sich herauszurenden und Ausflüchte zu machen, was seine Eltern sehr ärgerlich macht. „Dass man bei dir nie weiß, was war“, schreit der Vater zornig bei einem Verhör. (p.62) Er ist ein cholerischer und ungeduldiger Vater, er neigt zu Zornausbrüchen, aber da gibt es bei ihm noch eine ganz andere Dimension...

3. Der Vater

Im folgenden Text spricht der Junge seinen Vater direkt an, so als würden sie einander gegenüber sitzen und er könnte ihm endlich sagen, was erwirklich empfindet.

Text 3

Signe! (Name der Mutter), rufst du, schick mir doch mal Edgar in mein Arbeitszimmer. Ich will mit ihm Lateinisch machen.

Das fährt mir in die Magengrube. (...)

Und dann geht's los. Du fragst mich Verbformen ab. Wie im Kreuzverhör. Mal Deutsch, mal Lateinisch. Sehr gerne Konjunktive. Auch den raschen Wechsel von Aktiv und Passiv liebst du. Weil du so schnell bist, komme ich mit der deutschen Grammatik durcheinander.

„Würden“ und „werden“ kann ich in der Geschwindigkeit deines Abfragens nicht immer auseinanderhalten. Auch die Zeiten schieben sich für mich zusammen: Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt finde ich plötzlich zum Verwechseln ähnlich. (...)

Wenn du eine Frage gestellt hast, blickst du zur Decke und wartest angespannt auf eine Antwort.

Es gibt einen Grad von Nervosität bei mir, da gebe ich nur noch falsche Antworten.

Dann trifft du meine Wange, voll und klatschend.

Ich greife mir vor Schmerz ins Gesicht.

Jetzt pass aber auf! schreist du, um zu verdeutlichen, dass es sich hier erst um den Anfang handelt.

Du musst zuschlagen. Das ist ein Zwang. Du musst die Welt in Ordnung bringen. Du musst mit Ohrfeigen die Welt besser machen.

Aber sie wird nicht besser. Meine Antworten werden immer katastrophaler.

Die Erfolglosigkeit deines Zuschlagens steigert deinen Zorn.

Irgendetwas stirbt in mir. (...)

Irgendwann kann ich nicht mehr. Meine Stimme klingt so verschluchzt, so verängstigt, dass dir die Lust vergeht.

Geh mal für heute, sagst du plötzlich ganz sanft. (p. 120-124)

Dass er von seinem Vater geschlagen wird, dass Kinder geschlagen werden, das ist ein Thema, das sich durch das ganze Buch zieht. Er berichtet von Klassenkameraden, die zuhause Prügel bekommen. Es gibt auch eine Szene, in der ein Lehrer in der Grundschule die Beherrschung verliert und auf ihn einschlägt. Es war halt damals üblich - so versucht er, die Schläge seines Vaters zu relativieren. Aber es gelingt ihm nicht. Es hat einen geradezu vernichtenden Effekt auf ihn, dass sein Vater ihn schlägt, dieser Vater, den er auch völlig anders erlebt.

Text 4

Jeden Sonntag liest unser Vater uns am Esstisch aus den „Brüdern Karamasow“ vor, zwischen Nachmittagskaffee und Abendbrot, während es draußen dunkel wird. Die ganze Woche freue ich mich schon darauf. (...)

Das Schönste an diesen Nachmittagen ist, wie lebendig mein Vater liest. Ich verstehe dann nicht nur die Figuren in diesem Buch, sondern die Menschen überhaupt. Ich ahne etwas von dem Sog der Selbstzerstörung, in den offensichtlich jeder im Lauf seines Lebens hineingerät. Ich kann nicht auseinanderhalten, ob Dostojewski mir das erzählt oder mein Vater. Ohne ihn und seine lesende Stimme könnte ich diesem komplizierten Autor ohnehin nicht folgen.

*Warum versteht unser Vater Dostojewski so gut? Vielleicht weil er da drüben in seinem Jugendgefängnis vierhundert gescheiterte junge Menschen hat?
Weil ihm täglich irgendein Strafgefangener seine Geschichte erzählen muss?
An seinem Gefängnisschreibtisch, wo er jedem geduldig zuhört?
Aber ich werde nie begreifen! Ich begreife es einfach nicht! Ich kann es nicht begreifen! Warum! Er! Mich! Schlägt! (p. 130)*

Hier begegnen wir einem ganz anderen Vater, einem, der seinem Sohn hilft, die Welt zu verstehen, der sensibel und verständnisvoll ist. Mit diesem Vater fühlt sich Edgar eng verbunden. Umso verstörender sind die Schläge. Sie stürzen ihn in einen Gefühlskonflikt, aus dem er sich nicht befreien kann. Seine Selbstzweifel, seine Ängste, dieses bedrückende Gefühl, unter dem er so oft leidet, dem Gefühl, dass ein Riss durch die Welt geht – das alles hat wahrscheinlich hier seinen Ursprung.

Als er beim Schreiben an diesem zentralen Punkt seiner jugendlichen Gefühlswelt angelangt ist, ergreift der erwachsene Edgar Selge das Wort. Im folgenden Text sind wir im Jahr 2021 während des Corona-Lockdowns.

Text 5

Auf dem Schreibtisch liegen meine Arme, kraftlos, der ganze Körper ist taub, wenn ich an die Schläge meines Vaters denke. Nicht anders als damals.

Es ist April. Die Tage sind erschreckend klar. Die Luft durchsichtig. Es wird weniger Auto gefahren.

Die Klarheit dieses Tageslichts fragt mich durch die Fensterscheiben: Warum schämst du dich? Die Pandemie hält die Zeit an, damit ich ausspreche, was mir so schwer auf die Zunge will.

Mensch, Edgar, sag, was los ist!

Meine Liebe zu meinem Vater. Das ist es, was los ist.

Ich will nicht zugeben, von jemandem geschlagen zu werden, den ich liebe. Und noch weniger will ich zugeben, dass seine Schläge meine Liebe nicht ausgelöscht haben.

Ich will nicht einer sein, der den liebt, der ihn schlägt. (p.131)

4. Die Mutter

Das Verhältnis zur Mutter ist viel unkomplizierter und entspannter. Von ihr gibt es höchstens ab und zu eine Strafpredigt. Nur einmal, in einer einzigen Szene, verliert sie völlig die Fassung. Sie, die Krieg, Flucht und Hungersnot erlebt hat, findet in Edgars Zimmer einen ganzen Berg verschimmelter Pausenbrote, die er nicht gegessen hat.

Da steht sie nun, mit dem Teppichklopfer in der Hand. Edgar fragt, ob er nicht lieber Papas Rohrstock holen soll, aber sie besteht auf dem Teppichklopfer. Es wird eine recht harmlose Strafaktion, bei der Edgar nur weint, um ihr einen Gefallen zu tun. Er schreibt: „*Sie spielt Schlagen. Es ist gut zum Aushalten, tut überhaupt nicht weh, und so spiele ich Weinen. Ich schluchze, um ihr das Gefühl zu geben, dass ihre Strafe eine Wirkung hat.* (p.274)

Immer wieder gibt es Passagen, in denen voller Liebe und Mitgefühl über die Mutter berichtet wird. Sie ist „zart“, heißt es, ihre Gesundheit ist nicht stabil. Dieser ganze Haushalt ist eine große Belastung für sie, „*diese Sisyphusarbeit, dieser*

entsetzliche Kreislauf der Mahlzeiten“. (p.229) Wenn sie ihre Magenprobleme hat, gerät alles ins Wanken.

Text 6

Da ist aller Spaß vorbei. Schlagartig verändern wir uns. Auch meine Brüder und mein Vater werden freundlicher, warmherziger. Alle bieten ihre Hilfe im Haushalt an, jeder sieht die Sorge im Gesicht des anderen, allen wird bewusst, dass sie eigentlich die Familie ist und wir anderen ohne sie nur eine sinnlose Ansammlung männlicher Wesen.

Das ganze Leben ist eine zerbrechliche Konstruktion, das wissen wir jetzt und dürfen uns darüber wundern, dass wir das immer wieder vergessen. (p.227)

Die schönste Liebeserklärung an die Mutter findet sich in dem Kapitel „Traum von meiner Mutter“. Während des Schreibens, in der Einsamkeit der Pandemiezeit, träumt der erwachsene Edgar Selge, dass er auf der Suche ist nach seinen Eltern, die „verlorengegangen sind, irgendwo im Chaos der Welt“.

Er nennt es einen „Sehnsuchtstraum“. Da findet er mit einem Mal seine Mutter irgendwo in einem Hotelzimmer.

Text 7

Ich habe das Zimmer gefunden. Ein kleines Hotelzimmer unter den Billionen von Zimmern, die es auf dieser Welt gibt. Was für ein unfassliches Glück.

Sie dreht sich um, hat mich gehört, ich sehe ihr erstauntes, mädchenhaftes Gesicht.

Bist du da, sage ich leise.

Sie freut sich, aber sie ist gar nicht mal so überrascht. Eine sanfte Freundlichkeit schimmert auf ihrem Gesicht, und mir wird bewusst, dass dies das Wertvollste; Schönste ist, das ich je kennengelernt habe. (...)

Wie schön, sagt sie. Hast du uns endlich gefunden. (p.78)

5. Die Brüder

Es gibt zwei ältere Brüder, Martin und Werner, 10 und 8 Jahre älter. Martin studiert Literatur und wird später Literaturprofessor. Werner studiert Cello, er wird Musiker und Konzertmeister. Seine Brüder sind für den heranwachsenden Edgar „das Tor zur Welt“. Er orientiert sich total an ihnen, er übernimmt ihre Meinungen, ihren Widerspruchsgeist, ihr rebellisches Verhalten.

Zwischen diesen beiden großen Brüdern und Edgar gab es noch einen andern Bruder, Rainer, der mit 9 Jahren beim Spielen mit einer Handgranate, die er irgendwo gefunden hat, tödlich verunglückte. „*Es geht ein Riss durch das Leben unserer Eltern*“- so empfindet es der junge Edgar. An Rainers Todestag wird in der Familie gemeinsam seiner gedacht – mit vielen traurigen Erinnerungen und unter Tränen.

Der jüngste Bruder, Andreas, ist vier Jahre jünger als Edgar. Nach Meinung der Eltern sollten die beiden Jüngeren sich gemeinsam beschäftigen und miteinander spielen. „*Kümmere dich um Andreas*“, sagen sie immer wieder. Aber das ist gar nicht, was Edgar will. „*Wie soll ich mit meinem kleinen Bruder spielen?*“ fragt er. „*Ich spiele doch gar nicht mehr. Ich will bei den Älteren dabei sein, zuhören, zugehen.*“ (p.22)

Diesem jüngeren Bruder hat Edgar Selge am Ende des Buches ein eigenes Kapitel gewidmet, ein Nachwort mit dem Titel „Gespräche mit meinem verstorbenen Bruder“. Es ist ein trauriges Kapitel, denn Andreas ist im jugendlichen Alter von 19 Jahren an einer unheilbaren Krankheit gestorben. Der erwachsene Edgar Selge schreibt, dass es immer seine schlimmste Vorstellung war, dass Andreas irgendetwas zustoßen könnte, wobei es überhaupt keinen Grund für eine solche Befürchtung gab.

Vielleicht gab es, denkt er jetzt, so etwas wie einen unausgesprochenen Auftrag der Eltern an ihn, gut auf Andreas aufzupassen. Wegen des großen Unglücks mit Rainer.

Die Welt darum herum

1. Die Nachbarschaft

Wieder zurück in der Welt des 10-12jährigen. Der Junge streunt viel draußen herum, immer allein, seine Welt erstreckt sich zwischen der Gefängnismauer und den roten Klinkerhäusern der Aufseher. Er kennt jede Familie, jedes Haus. Früher, als er jünger war, hat er oft an einem der Häuser geklingelt, und die Frauen, die meistens allein zuhause waren, baten ihn herein und machten ihm Kakao. Am liebsten ging er zu einem älteren kinderlosen Ehepaar, Gustav und Anna, zeitweise mehrmals in der Woche, Samstags machten sie immer richtig „Programm“ für ihn. Gustav, der in der Nazizeit im Widerstand war, hat jetzt eine leitende Funktion im Gefängnis. Er erzählt dem Jungen immer wieder von der Nazizeit und von den Gräueltaten der Gestapo – Geschichten, für die der 10-12-jährige eigentlich zu jung ist, die ihn aber brennend interessieren.

Als er auf dem Gymnasium ist, stellt er von heute auf morgen seine Besuche bei Gustav und Anna ein, er weiß selbst nicht, warum. Eines Tages macht er einen Anlauf, die beiden zu besuchen, stattdessen klingelt er Sturm und rennt weg.

„Was ist bloß in mich gefahren?“ fragt er sich selbst. Er stellt sich vor, wie der schwergewichtige und herzkranke Mann schnaufend zur Tür läuft. Trotzdem klingelt er ein zweites Mal. Aber jetzt hat Gustav auf ihn gewartet, er hält ihn fest und ist wirklich böse mit ihm. „Dieser Moment löscht alle Freundschaft aus“, schreibt er.

Dies ist das letzte Mal, dass sie sich sehen. Kurze Zeit darauf stirbt Gustav ganz plötzlich an einem Herzinfarkt. Das ist schlimm für Edgar, jetzt verfolgen ihn Scham und Reue.

2. Schule

Die Schule spielt in den Erzählungen des Jungen eine geringe Rolle. Er bezeichnet sich als „*miserablen Schüler*“, aber er kommt aufs Gymnasium. Dort sitzt in der Bank vor ihm ein Mädchen mit blonden Haaren. Tag für Tag beobachtet er, wie das Licht auf ihre blonden Haare fällt und deren Farbe verändert. Nach der Schule folgt er ihr in 100m Abstand bis zu ihrem Haus, dann erst geht er nach Hause. Eines Tages will er ihr sagen, dass er sie liebt. Aber zunächst macht er etwas ganz anderes: In der Pause schüttet er ihr eine Flasche Kakao über ihre blonden Haare. Warum macht er das? Will er sie auf sich aufmerksam machen, wie er selbst vermutet? Unmittelbar nach dieser Kakao-Szene schreibt er, dass ihm alle seine Kleidungsstücke zu eng und zu kurz

werden, was ihm seltsam vorkommt. Anscheinend spürt er, dass er sich verändert, er wächst heran und wahrscheinlich ist auch seine ganze Gefühlswelt in Verwirrung.

3. Kino

In Herford, wo er aufwächst, gibt es für Edgar eine ganz große und geradezu unüberstehliche Attraktion: das städtische Kino. Sehnüchsig betrachtet er die Leuchtreklame. Manchmal gibt es Filme, die muss er einfach gesehen haben, und er findet Mittel und Wege, sowohl an das Geld zu kommen als auch das elterliche Verbot zu umgehen. Wenn ein Film in der Abendvorstellung läuft, geht er früh ins Bett bzw. er tut so, als ob er ins Bett ginge, dann steigt er aus seinem Fenster in den Garten, und bei der Rückkehr rollt er die Mülltonne vors Fenster und steigt so hinein.

Das geht eine Zeitlang gut, doch im Haus gegenüber jenseits des Gartens wohnt der Gefängnispfarrer Kubis, und der sieht ihn eines Nachts in sein Zimmer hineinklettern. Edgar hatte immer eine besondere Sympathie für ihn, weil er ein flotter und sportlicher Typ ist. Er hat ein super schickes Auto, ein weißes Cabrio mit roten Ledersitzen, das meistens in einem schäbigen Bretterschlag steht, um nicht Neid oder Missgunst zu erregen.

Nach der Entdeckung durch Pastor Kubis schildert Edgar seine Situation mit Humor und Ironie:

Text 8

Pastor Kubis fehlt ein Bein. Er hat es bei der Verteidigung des Westwalls verloren. Es sind höllische Schmerzen, hat mir seine Frau erzählt, die er deswegen hat. Nur hinterm Steuer, bei möglichst hoher Geschwindigkeit, am liebsten auf der Autobahn, beruhigen sich die Nerven seiner Amputationswunde. Deshalb fahren sie beide jedes Jahr um den halben Globus.

Kubis hat beobachtet, wie ich nach einem heimlichen Kinobesuch nachts in mein Zimmer eingestiegen bin. Es war die Spätvorstellung von „Denn sie wissen nicht, was sie tun“. Er schaute gerade aus dem Fenster, weil er mit seinem Predigttext nicht vorankam. Predigen fällt ihm viel schwerer als Autofahren.

Ich habe Kubis bewundert, aber das ist vorbei. Ich komme nur noch nicht darüber hinweg. Es ist mir ein Rätsel, warum mir Kubis so viele künftige Filmerlebnisse kaputt machen musste. Für mich ist das so schwerwiegender wie für ihn, wenn er nicht mehr Auto fahren dürfte.

Von meiner Mutter habe ich gehört, dass er in der Nacht, als er mich entdeckte, über einem Text aus der Offenbarung des Johannes brütete.

*Sicher war er verzweifelt, weil er mit diesem Text nicht zu Rande gekommen ist.
(...)*

Am nächsten Tag hat er ein langes Gespräch mit meinen Eltern geführt. (p. 184-187)

Zeit und Politik der 50er Jahre

In einem Interview sagt Edgar Selge, dass es in seiner Jugend keine Erwachsenen gab, die nicht Krieg und Drittes Reich erlebt hatten. Aber gesprochen wurde

darüber wenig. Man verschloss die Augen vor dem, was gewesen war. Erste Anfänge der Aufklärung von Nazi-Verbrechen gab es Ende der 50er Jahre. Danach begann die umfassende Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit.

Die beiden großen Brüder von Edgar machen sich dieses Thema mit großer Leidenschaft zu eigen, sie sind so etwas wie frühe 68er. Sie gehen die Eltern hart an und konfrontieren sie erbarmungslos mit den Verbrechen der Nazis.

Einmal besuchen sie gemeinsam ein Klavierkonzert, auch Edgar ist dabei, der Pianist ist Wilhelm Kempf. Nach einem überwältigend schönen Konzert nennt ihn Werner abfällig einen „alten Nazi“. Darüber regt sich der Vater auf, und die Heimfahrt verläuft in eisigem Schweigen. Der 12-jährige Edgar hat bei solchen Szenen zu seinem eigenen Erstaunen immer Mitleid mit dem Vater. Er schreibt: „*Ich spüre, dass er an der Wand steht. Er will nicht als Nazi rüberkommen, aber sein ganzes Denk- und Sprachgebäude ist in dieser Zeit errichtet worden, und so schnell findet er kein anderes. Bei unserer Mutter ist das ähnlich.*“ (p.137)

An einem andern Tag gibt es eine Diskussion am Mittagstisch. Wieder einmal geht es um die Juden. Der Vater vertritt die Theorie, dass die Juden nicht schöpferisch seien. Sie hätten zwar wunderbare Geiger, aber keine Komponisten, die neue Werke schaffen. Jetzt wird es kritisch, Martin und Werner sind in Angriffsstellung. Auch die Mutter beteiligt sich an der Diskussion, sie sagt, die jüngere Generation habe keine Ahnung, wie das damals war, als die Juden einen überall weggedrängt hätten. Schließlich schlägt der Vater mit der Hand auf den Tisch und schreit: „*Es hat niemand gewusst, was in den KZs geschieht*“. Die Diskussion gerät immer mehr außer Kontrolle.

Text 9

Auf Werner ist Verlass. Im richtigen Augenblick ist er zur Stelle.

Zu unserer Mutter sagt er: Regt euch doch nicht auf. Ihr habt ja gründlich aufgeräumt. Jetzt könnt ihr zufrieden in eurem arischen Mief sitzen.

Keiner bleibt mehr auf dem Stuhl sitzen.

Mein Vater wirft sein Besteck auf den Teller, dass am Rand eine Ecke abspringt, und schreit: Red' doch nicht von Dingen, von denen du nichts verstehst! Du hast doch damals noch gar nicht gelebt!

Ich bin 1940 geboren, falls du es vergessen hast, und da haben sie in den Todesfabriken gerade so richtig losgelegt.

Ach, und als Baby hast du das mitgekriegt? höhnt unser Vater. (...)

Wenn du bei mir am Tisch sitzen willst, pass auf, was du sagst.

Ich muss hier nicht am Tisch sitzen. Ich kann auch in Detmold wohnen.

Ich schick dich in eine Schlosserlehre! brüllt unser Vater. (...)

Das Fleisch in seinem Gesicht wird leicht zittrig, unsere Mutter wird dünner und dünner, ihr Blick immer härter. Hinter ihrer Stirn hält sie verzweifelt fest: Es kann nicht alles falsch gewesen sein, womit ich aufgewachsen bin. Und das, was daraus entstanden ist, Auschwitz, Dachau, Buchenwald – das hat doch nichts mit mir zu tun! (p.143-146)

Der heranwachsende Edgar verfolgt natürlich diese Diskussionen mit großem Interesse, und es ist keine Frage, dass er sich auf die Seite seiner Brüder stellen

wird. Auch er wird seinen Teil dazu beitragen, die Eltern „umzuerziehen“ und später dann, als der Vater gestorben ist, bedrängt er immer noch die Mutter mit den neuesten Berichten über Verbrechen an den Juden.

In einem Interview bezeichnet es Edgar Selge als ein Hauptthema seines Buches, „zu zeigen, wie ein Jugendlicher Geschichte erfasst“. Wie der 12jährige seine Zeit zu verstehen sucht, wie er sich aus Gesprächen, Büchern und Filmen Schritt für Schritt ein Bild zusammensetzt – das ist ein Thema, das sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht.

Der Titel des Buches

Ursprünglich wollte Edgar Selge sein Buch „Hauskonzert“ nennen, aber der Pianist Igor Levit hat ihm mit seinem ein paar Monate früher erschienenen Buch den Titel „weggeschnappt“. Der jetzige Titel, ein Zitat aus seinem Buch, geht auf den Vorschlag einer Lektorin zurück. Es ist ein Titel, der verschiedene Interpretationen zulässt. Für Edgar Selge bedeutet er: „*Hast du uns endlich so gesehen, wie wir sind.*“

Wechsel der Perspektive

Obwohl das Buch aus der Perspektive des Jungen geschrieben ist, ergreift zwischendurch auch der erwachsene Edgar Selge das Wort, indem er etwas kommentiert oder hinzufügt. Des Öfteren hört man auch beim Erzählen des 12-jährigen Jungen die Stimme des Erwachsenen heraus, sein Wissen, seine Lebenserfahrung. Dies ist keine Ungeschicklichkeit des Autors, sondern Absicht.

Er orientiert sich stark an dem französischen Autor Marcel Proust, der sich in seinem Hauptwerk „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ viel mit dem Vergehen der Zeit beschäftigt hat. Sein Hauptgedanke ist, dass die Erinnerung die Zeit aufhebt. Man kann im gegenwärtigen Augenblick an etwas denken, was gerade passiert oder an etwas, was gestern, letzte Woche oder vor vielen Jahren passiert ist. In der Erinnerung ist alles gleichzeitig vorhanden und insofern gibt es keine Zeit mehr

Edgar Selge schreibt über Proust: „*Er spricht von seiner Kindheit, und man weiß nie genau, mit wem man es gerade zu tun hat, mit dem Kind selbst oder mit dem Erwachsenen, der sich an seine Kindheit erinnert.*“ (p.191) Auch in Edgar Selges Buch gibt es diese zwei Stimmen: die des Jungen, der das alles erlebt, und die des Erwachsenen, der darüber schreibt. Die beiden Stimmen vermischen und ergänzen sich und gehören untrennbar zusammen.

Weihnachten

Da in wenigen Tagen Weihnachten ist, lesen wir zum Abschluss noch einen Text aus dem Kapitel „Weihnachten“. Obwohl sich auch in diesem Kapitel schon kritisches Denken und Zweifel andeuten, steht doch die große Freude des 12jährigen über Weihnachten im Vordergrund und alles Kritische und Zwiespältige ist ausgeklammert.

Text 10

Meine Eltern lieben Weihnachten. (...)

Sie geben sich wirklich Mühe. Sie öffnen sich, zeigen Wärme und sind sehr zugewandt.

Auf den Bücherschränken im Flügelzimmer reihen sie Transparente aneinander. Überall im Raum verteilen sie Kerzenleuchter, Engel und Hirten, ein goldenes Glockenspiel, den duftenden Adventskranz mit straff gebügelten roten Bändern und kleine Teller mit selbst gebackenen Weihnachtsplätzchen. Dabei schauen sie uns schelmisch an und nehmen unsere Freude auf wie einen Spielball.

Den entscheidenden Schub geben mir die am Abend mehrstimmig gesungenen Weihnachtslieder, meistens begleitet von Klavier, Geige oder Flöten. Ich singe nur Sopran, also Melodie. Bei meinem Lieblingslied „Ich steh an deiner Krippe hier“ komme ich mühelos in die Höhe und schneide messerscharf die Töne heraus. Solange ich so singen kann, reicht das Weltall von den Sternen bis in jede Zelle meines Körpers hinein.

In dieser Stimmung gleite ich durch die Adventszeit auf den Weihnachts-gottes-dienst zu, am 24. Dezember in der Gefängniskirche. Das ist das Ziel. Die Gefangenen haben brennende Kerzen vor sich auf der Kirchenbank. Mein Bruder Martin sitzt uns im Rücken und lässt die Orgel rauschen. Er zieht alle Register, die das Instrument hergibt. Vor uns am Altar strahlen zwei deckenhoch Weihnachtsbäume, und wenn dann die vierhundert Jungs in „O du fröhliche“ einfallen, dann ist Weihnachten bei mir angekommen. Der Gesang hat eine solche Gewalt, dass wir uns alle mit glänzenden Augen anschauen. Wo man hinschaut, schimmern Tränen.

Dann liefert unser Vater seine Weihnachtsansprache ab, über die er sich die Woche zuvor das Hirn zermartert hat. (p.80-82)